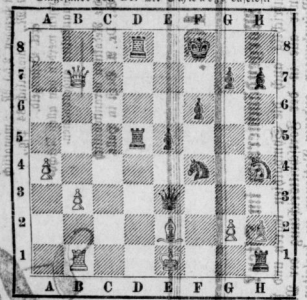
Endspiel Nr. 17.

Aus einer unlängst zu Merseburg gespielten Partie.
Eingesandt von Dr. M. Schwarz daselbst.



(10 + 9.)

Weiß ist am Zuge; wer gewinnt? Kann Weiß das durch De5—e2: oder, wenn der Turm oder die Dame (auf a5) zu decken versucht, durch Td5—d1 resp. d2 ꝛc. unvermeidlich eintretende Matt abwehren?

Schwebende korrespondenzpartien.

Berlin, Schachklub.	Chemnitz.	Chemnitz.	Berlin, Schachklub.
31. . . .	Lb5—e2:	31. Td7—d3+	Te7—e5
32. Sg3—e2:			

Kleine Mittheilungen.

Die in voriger Nr. in Aussicht gestellte Verschiebung des **Magdeburger Schachfestes** ist inzwischen thatsächlich eingetreten und zwar auf den 22. und 23. August.

Räthsel.

Homonyme.

I.

Von W. H. in Halle.

Zu der Märchen Wunderland
Kann ich sicher dich geleiten;
Welchen Sinn ein Wort je fand:
Kommt! ich will's dir jedes deuten!
Doch verschlinge mir dein Herz,
Dort zu herrschen ist mein Streben;
Reue folget mit und Schmerz
Und verbittert dir das Leben.

II.

Von R. F. in Halle.
(Einsilbig.)

Im Singular, auch im Plural
Bin ich der einer Mühle;
Beim Reiten und im Federmal
Führ' ich gewiß zum Ziele.

Logogriph.

Von Bruno H. in Halle.

Ursprünglich hab' ich nur der Silben zwei,
Und bin ein Fluß, der weit und breit bekannt,
An Burgen reich, und Städten mancherlei,
Die alle sieht meinen schönen Strand. —
Doch wirst zwei Consonanten man hinein,
Dann erhebt sich's, dreistlog bin ich dann,
Im Orient kennt man mich fast allein,
Ich werd' gewagen dort von Weib und Mann.

Doppel-Charade.

Von W. F. in Halle.

In welchem babylon'schen Helden
Steckt ein be ühmter deutscher wohl,
Und welcher — kannst du's schnell vermeiden —
Sitzt tief versteckt im Capitol?

Charade.

Von F. E.
(Zweisilbig.)

Beim Ersten gilt der Stolz als Zierde, der Muth als gute Eigenschaft,
Werthvoll ist's, zeigt es Kenntnisgierde und wert ist Sanftmuth mit der Kraft.
Das Zweite hat nie Ruh', muß eilen, dir stehn's aus seiner Wanderschaft
Und wird es matt, dann fehlt zuweilen der Mühle ihre nöthige Kraft.
Das Ganze ist in Preußens Sachsen ein kleiner Ort, doch wahrhaft groß
In die Geschichte eingeschrieben. Nun rathe munter man drauf los.

Scherzräthsel.

(Viersilbig.)

Von W. H. in Halle.

Jetzt, wo da schweigt der Nachtigallen Lied,
Die für die junge Brut nun müssen sorgen,
Ein andrer Sänger uns vorüber zieht
Und kündet mit Gesang sich jeden Morgen.

Nicht wie der Lüfte Sänger leichtbeschwingt,
Schwerfällig, langsam kommt er hergezogen,
Und ob sein Sang durch Mark und Bein auch dringt,
Sind unsre Frauen ihm doch meist gewogen.

In ihm wird Blick, selbst Wink von schöner Hand,
Der freienden Gatte wagt dem nicht zu wehren —,
Es wird die Magd entgegen ihm gesandt;
Dann zieht er weiter, singend: ? „— — — —!“

Arithmogriph.

Von Eugen Sch—l.

5 15 1 2			Fürst, (arab.)
1 8 10 5			Fluß,
4 1 15 15 5 9 13 6 7 7			Wetervogel,
8 5 9 14 11 10 5 18			griech. Held,
5 2 10 8 11			ung. Stadt,
2 6 9 11 13 6			früh. Republik,
1 10 1 6 3 5			Epos,
4 6 7 8 6 4			berühmter Jude,
9 6 16 1 10 5 1			Chronom,
10 6 11 12 5			dram. Dichter,
1 4 13 7 1 4 14 7			Naturtied,
5 10 1 6 12			ältest. Name.

Die Anfangs- und Endbuchstaben dieser 12 Wörter von oben nach unten resp. von unten nach oben gelesen, ergeben den Anfang eines humoristischen Liedes.

Rösselsprung.

Von A. H.

ge-	wun-	hi-	kuß	es	schmerz	sie-	stirn
he	der	lühte	ge-	ber-	den	zit-	rem
den,	brand	ka-	sung	ner	den	der	in
mut-	ei-	mei-	sun-	men	trü-	bitt-	tert
der	da	war	nen,	und	lei-	wird	auf
nem	ter	muth	den	ge-	thrü-	mir	in
ich	wil-	tin-	lin	be	herz	wenns	so
fühlt.	ge-	ha-	wie	de,	be;	mich	du rchs

Auflösungen folgen in nächster Nummer.

Auflösungen der Räthsel in voriger Nummer:

Des Homonymus: Kummer.

Des Logogriphs: Gestern, Gestirn.

Des Arithmogriphs: Wachtelschlag, Isai, Languedoc, Hamah, Erbdot, Lilie, Mirabilien, Hocuspocus, Abonnent, Mutte, Flottermatt, Filiation.

Der Buchstabenrätsel: Bumerang; Viel Lärmen um Nichts; Drunten im Unterland; Wer wagt, gewinnt; Amiens; Gamma.

Die ersten richtigen Lösungen der Räthsel in voriger Nummer sandten ein: C. R—r, Karl M., Emil Br. und Cora D., sämmtlich in Halle, ferner C. W. in Hettstedt, Max Schn. in Düben, Klara O. in Magdeburg, Friedrich Tr. in Naumburg, Reinh. Sch—s in Ammendorf, Otto und Emilie Kr. in Merseburg, Emil P. in Kassel, Lehrer O. in Wittenberg, H. Sch. Oekonom in Schleusingen.

Für die Redaktion verantwortlich: J. V.: Dr. A. Borst in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Beiblatt zur Saale-Zeitung.

No. 29. Halle a. d. S., Sonntag 18. Juli. **1886.**

Inhalt: Die große Industrie-Ausstellung in Tokio im Jahre 1881 und das moderne industrielle Leben in Japan. Von C. W. Emma Brauns. I. — Kultur- und Sittenbilder aus Kamerun. — Land- und Hauswirthschaft: Gedörrtes Obst und Gemüse. — Die Korbweidenkultur. — Schwarzer Ueberzug auf Eisen. — Schach. — Räthsel. — Feuilleton. Mannichfaltiges: Zur Geschichte des Tabaks. Literatur und Kunst.

Der Nachdruck aller Original-Artikel ist untersagt.

Die große Industrie-Ausstellung in Tokio im Jahre 1881 und das moderne industrielle Leben in Japan.

Von C. W. Emma Brauns.

I.

Seitdem Japan durch die Staatsumwälzung im Jahre 1868 mit seinen alten Traditionen gebrochen und wie es scheint definitiv in die Bahnen des allgemeinen Völkerverkehrs eingelenkt hat, ist auch seine altberühmte Kunstindustrie und mit ihr manche andere Erscheinung in seinem materiellen Leben eine wesentlich andere geworden.

Nicht in jeder Beziehung war der Wechsel ein günstiger; die Produktion für den Weltmarkt hat etwas Oberflächliches bekommen und hält in vielen Zweigen weder im Hinblick auf den Geschmack, noch auf die Solidität des Materials und der Ausführung mit den älteren, gediegenen Sachen einen Vergleich aus; in mancher Hinsicht jedoch läßt sich nicht verkennen, daß ein neuer Aufschwung erfolgt und daß vieles, was früher in Stillstand gerathen war, augenblicklich einen erfreulicheren Anblick zeigt, als in den Zeiten vor jenem Staatsstreich.

Es ist durchaus nicht zu verkennen, daß eine Kräftigung des Volksgeistes stattgefunden, daß man in der Kunst an die guten alten Meister wieder anzuknüpfen begonnen hat, und neben dem sich trotz aller Krisen langsam erholenden Wohlstande zeigt Japan auch eine erhöhte Arbeitskraft, welche unter gehöriger Leitung bereits treffliche Früchte zu zeitigen angefangen hat.

Alle diese Verhältnisse, welche bei dem immer wachsenden Verkehr und geistigen Zusammenhange Europas — und speziell Deutschlands — mit dem Reiche des fernsten Ostens unbedingt in jeder Beziehung unser Interesse wachrufen, werden in äußerst prägnanter Weise durch die Ergebnisse der zweiten großen japanischen Industrie-Ausstellung — Hakurankai — erläutert, welche zu Tokio, der großen Hauptstadt und gegenwärtigen Residenz des Kaisers von Japan oder Mikado, im Frühjahr und Sommer 1881 stattfand.

Die erste derartige Ausstellung war drei Jahre zuvor ziemlich resultatlos verlaufen, weil das Volk des einheitlichen Centralpunktes noch ungewöhnt und nicht genügend durch Bekanntmachungen unterrichtet war; daher fehlte es sowohl an Ausstellern als an japanischen Käufern, und man erzielte nur, daß das Volk — infolge einzelner guter Resultate — die Sache mit günstigeren Augen ansah und sich für die nächste Gelegenheit besser vorbereitete.

Auf diese Weise hat denn die zweite Ausstellung in der That die an sie geknüpften Erwartungen bei weitem übertroffen; Menge, Vollzähligkeit und Qualität der Waaren, Anzahl der Käufer und der verkauften Gegenstände fiel in gleichem Maße befriedigend aus, die nicht unbedeutenden Kosten wurden reichlich wieder eingebracht, ja doppelt und dreifach durch die erfreuliche Besserung in allen modernen Industriezweigen Japans aufgewogen.

Die Ausstellung selbst wurde am 1. März bei noch vollständig winterlichem Wetter eröffnet, denn gerade im Jahre 1881 zögerte der Frühling in Japan lange mit seinem Einzuge; launische, halb winterliche Witterung herrschte bis über den Anfang des April hinaus. Die Feier, welche bei Gelegenheit der solennen Eröffnung durch den Mikado veranstaltet ward, verlief daher auch ziemlich trübe, und nachdem der Kaiser selbst mit seinem Gefolge die weiten Räume durchwandert und in Augenschein genommen hatte, standen dieselben ziemlich leer, und so blieb es erst dem Monat April vorbehalten, die noch fehlenden Aussteller herbeizuführen, die Lücken in den ausgestellten Gegenständen zu füllen und die Besucher, welche allgemach von nah und fern herbeiströmten, mit stets wachsendem Interesse für das großartige Unternehmen zu gewinnen.

Die Hauptstadt Japans ist außerordentlich reich an herr-

Mannichfaltiges.

Zur Geschichte des Tabaks.

Die erste deutsche Stadt, in welcher das Tabakrauchen nachgewiesen werden kann, ist **Nürnberg**. Der nürnberger Arzt Leonhard Doldus fragt im April 1601 den bischöflichen Leibarzt Sigismund Schnitzer in Bamberg brieflich, was er vom Gebrauche des Tabakkrautes halte, und erzählt sodann, daß, als die Gesandten des Königs von Persien an den Kaiser durch Nürnberg kamen, welche Engländer als Begleiter und Führer bei sich hatten, diese, sofort als sie in die Stadt getreten waren, Nachfrage nach Tabak hielten und als sie solchen reichlicher als an anderen Orten fanden, nicht wenig erfreut und beglückt waren. Er bemerkte weiter, daß er nicht erfahren konnte, wozu sie ihn gebrauchen, vermuthet aber, daß sie dieses Kraut benützen, „um Rauch in Röhrchen zu blasen, welcher Brauch schon so überhand genommen, daß man ihn auch bei uns fast täglich sehen kann.“

In England wurde das Tabakrauchen im Jahre 1586 durch Matrosen und Kolonisten bekannt, welche Francis Drake aus Virginien zurückbefördert hatte. Rasch kam diese Sitte in Aufschwung, es entstanden bald überall Tabagien und schon unter Jakob I. versuchte man das Tabakrauchen durch Verbote zu unterdrücken. Der König selbst gab im Jahre 1603 eine lateinische Schrift unter dem Titel: „Misocapnus“ (d. h. der Rauchfeind) heraus, in welcher er sein Volk vor dem Rauchen warnte. Anfangs verbot König Jakob I. das Rauchen nur seinen Hofleuten in Theatern und Kirchen, später, im Jahre 1604, erließ er ein Verbot gegen den Gebrauch des Tabaks, nach welchem Schmäucher und Räucher vom gemeinen Volke tüchtig durchgeprügelt werden, Adelige aber derhalb und mit geschorenem Barte aus London verwiesen werden sollten.

Als das Tabakrauchen in Deutschland während des dreißigjährigen Krieges erst unter den streitenden Heeren und von da weiter im Volke seine Eroberungen machte, traten ihm bürgerliche und kirchliche Behörden mit Verboten und Strafen entgegen; auf alle mögliche Weise wehrte man sich gegen den unheimlichen Gast. Der Bürgermeister und die Rathmannen der Stadt Bautzen erließen im Jahre 1651 ein Verbot gegen den Tabakgenuß, welcher bei dem unseligen Kriegswesen „nebst allerhand anderen eingerissenen Mißbräuchen und Unordnungen ebenfalls in Schwang gebracht worden,“ wobei bemerkt wird, daß denjenigen, „die bei und unter dergleichen Tabakshäusern sitzen sollen, von dem garstigen Schmauch und Rauch, schändlichem Spritzeln und Auswerfen und heftigen Niesen und Schnenzen und, was dergleichen mit Verlaub zu gedenken, Unflats mehr ist, nur allerhand Verdrießlichkeit, Unlust, Beschwer und Grauen zugezogen wird, zu schweigen, wie deren Kleidung von dessen übelm Gestank durchzogen, die Losament häßlich verunständert und Tische und Bänke schändlich verunglimpfet werden.“ Wer sich des Genusses des Rauch- und Schnupftabaks

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18860717056/fragment/page=0001

lichen Parkanlagen, welche namentlich die Tempel umgeben und unstreitig eine der größten Reize Tokios bieten. In dem großen Parke, in welchen die Tempel von Uyeno sich befinden, hatte man die weitläufigen Lokalitäten der Ausstellung angelegt, und man kann mit vollem Rechte behaupten, daß ein schönerer Platz wohl schwerlich für dieselbe hätte gefunden werden können. Hier, inmitten der großartigen, reich ausgestatteten Tempelgebäude, zwischen dunklen, ehrwürdigen Kryptomerien und schön blühenden Kirschbäumen, lagen die Ausstellungsgebäude, mit weitläufigen Höfen und Gartenanlagen umgeben. Eine solide Einfriedigung lief um das Ganze rings herum und ließ an gelegener Stelle durch ein mächtiges Thor den Eingang erkennen, der denn auch zu jeder Stunde des Tages ein buntes Gewirr der verschiedensten Menschenklassen und Menschenrassen zeigte. Ein sehr mäßiges Eintrittsgeld wurde am Eingange in gleicherweise gelöst, wie es hier bei uns in Europa üblich zu sein pflegt, und hatte man dasselbe in das Fenster des kleinen Thorhäuschen dem diensthuenden Beamten abgeliefert, so konnte man unbehelligt den ganzen Tag lang diese wunderbare unbeschreiblich interessante Welt studiren und in Augenschein nehmen, welche sich in überwältigender Fülle und großer Mannichfaltigkeit dem Beschauer darbot.

Die Gebäude bestanden aus einem massiven Hauptgebäude, das nicht ohne Luxus und Geschmack aus japanischem Material errichtet war, und einem ganzen Komplexe großer Holzschuppen, welche einen parkartig geschmückten Hof vor dem Hauptgebäude umgaben. Hinter diesem befanden sich nur noch Vergnügungslokale — altmodische japanische Tschajas (Theehäuser) neben modernen Restaurationen — inmitten von Baumgruppen angebracht. Das Hauptgebäude selbst war in zwei Stockwerken aufgeführt, wovon der obere nicht zur Ausstellungszwecken diente und lediglich für Se. Majestät den Kaiser reservirt blieb. Die Parterreräume indeß hatten die Kunstleistungen Neu-Japans aufgenommen und zeigten rechts vom Eingange Plastik und links Malerei.

Bei dem fast unmerklichen Uebergange von Kunst in Gewerbe, der in Japan in sehr lobenswerther Weise sich vorfindet, hatte man nicht vermeiden können, den Gemälden, die sonst auch eben nicht sehr befriedigend vertreten sein würden, gute Porzellanmalereien, besonders auch Vasen, auch Emailvasen und drgl., und namentlich die sehr fein ausgeführten Malereien auf der Fayence von Satsuma, Kijoto und andern Orten anzureihen. Man darf dreist behaupten, daß gerade dieser Kunst-Industriezweig in würdiger Weise die älteren Traditionen fortspinnt, sodaß ein Kennerauge dazu gehört, alt und neu von einander zu unterscheiden.

Hinsichtlich der dargestellten Figuren und Scenen auf diesen Kunstwerken ließ sich in der That ein gewisser Fortschritt der Neuzeit nicht verkennen. Sichtlich war man bemüht, den Bildern einen Charakter nach alten Mustern zu verleihen, was denselben ein unbedingt höheres Interesse verlieh. Bekannt ist es, daß Darstellungen der alten Shintogötter und der ältesten nationalen Mythen erst in der gegenwärtigen Aera, d. h. seit dem Jahre 1868, ins Leben gerufen sind, während buddhistische Legenden schon auf den ältesten Industrieprodukten, und namentlich auf den alten Satsuma-Fayencen, vertreten sind.

Was die eigentlichen Gemälde anlangt, so sind dieselben theils auf Seide, theils auf Papier gemalt; sie zeigen in Wasserfarben oder auch in einfacher schwarzer Tusche nicht selten große Virtuosität und sind mit schöner Brokateinfassung an Rollhölzer befestigt, welche wie unsere Landkarten an der Wand aufgehängt werden. Diese Rollbilder oder Kakemono aus neuerer Zeit stehen ebenfalls den älteren Schulen gewaltig nach, weshalb die Bilder früherer Perioden weit mehr geschätzt und viel lieber gekauft werden. Aus diesem Grunde pflegen die Maler mit Vorliebe alte Bilder zu kopiren, die denn auch nicht selten für Meisterwerke früherer Zeit ausgegeben werden. Ein Kenner solcher Kakemono behauptet, daß vor nicht langer Zeit der letzte der namhaftesten Meister alter Schule gestorben und daß seitdem die nationale Kunst in dieser Beziehung auf das bloße Kopiren angewiesen sei.

Die Zeichnungen und wenigen Oelgemälde nach europäischem Stile, welche sich in der Ausstellung befanden, mußte man durchweg nur als Schularbeiten bezeichnen, welche zwar ein gewisses Geschick und hier und da selbst ein gutes Künstlerauge verriethen, aber immer nur als sehr bescheidene Anfänge europäischer Kunst gelten konnten.

Hinsichtlich der Plastik sind die Japaner infolge ihrer älteren Leistungen entschieden mehr im Vortheil und halten einen Vergleich mit europäischen Kunstleistungen weit eher aus. Von jeher geübt und gewandt in Elfenbein- und Holzschnitzereien, in plastischen Goldschmiedearbeiten und vor allem in Bronzegüssen, lieferten sie auf diesem Felde unbedingt das Höchste was wir überhaupt in der Ausstellung sahen.

Insbesondere waren zwei Kunstwerke dieser Art geradezu bewundernswerth. Das eine war eine Gruppe von drei beinahe fußhohen Figuren aus Elfenbein geschnitzt, ein Herrscher mit zweien seiner Räthe, von denen der eine seinem Gebieter aus einer Rolle vorliest. Der gefällige Ausdruck der Physiognomien, die Eleganz der Gewänder und die feine Technik der Ausführung können nicht treffender und schöner gedacht werden als es hier in großartiger Vollendung vor Augen geführt wurde.

Der zweite Gegenstand, der nicht minder Aufmerksamkeit verdiente, war eine in Bronce gegossene, etwa doppelt so hohe Figurengruppe, zwei Dämonen, welche dem japanischen Helden Tawaratoda ihre Huldigung darbringen und ihm in Gestalt einer ungewöhnlich großen Bergkrystallkugel die Herrschaft über Land und Meer darbieten. Die wildbewegten Gewänder der Geister, in die offenbar der Wind blies, die dämonischen, scharf geschnittenen Gesichtszüge und die selbstbewußte, herablassende Haltung des Helden waren so treffend und meisterhaft zur Ausführung gekommen, daß jede Beschreibung hinter der Wirklichkeit zurückbleiben muß. Und wie hier, so war denn auch durchweg in den plastischen Kunstwerken alles — jede Figur und jedes Figürchen — nur zu loben; mochten es Menschen- oder Thiergestalten sein, immer war ein natürlicher, charakteristischer Zug hervorgehoben, der den Mangel eigentlicher Schönheit in ganz ähnlicher Weise ersetzte, wie

---

nicht enthalten konnte, mußte fünf Thaler Strafe erlegen, ebensoviel der Wirth, „bei welchem das Licht, Funken oder Kohlen und also das Feuer dazu hergegeben und aufgetragen werden wird." In der berliner Polizei-Ordnung vom Jahre 1661, die nach den zehn Geboten abgetheilt war, hatte man — Gott weiß warum — das Verbot des Tabakrauchens sogar unter die Rubrik des sechsten Gebotes: „Du sollst nicht ehebrechen", gebracht. Dortselbst bestand ein eigenes Gericht für Uebertreter dieses Verbotes, und noch im Jahre 1675 traf ertappte Raucher Gefängnißstrafe und Pranger für ihr Vergehen. Das Konsistorium der Markgrafschaft Baden befahl, die Gemeindeglieder anzuzeigen, welche Tabak rauchten. Infolge dessen wird in einem Bericht vom Jahre 1662 gemeldet: „Christian Ledermann zu Baßlingen ist ein Säufer und Verschwender, daneben dem Tabaktrinken ergeben. Da er am heiligen Ostertage zum Tische des Herrn gegangen, hat er den Pfarrer dermaßen angestunken, daß er schier nit bleiben können. Hanns Kopp in Brechingen hält unordentlich Haus, saufft Thapak, fängt Händel an und schlägt seine Frau." In einem Berichte aus dem Jahre 1669 lesen wir: „Der Herrenmüller in Emmerdingen lebt übel mit seiner Frau, trinkt auch stetig Thabak, und wenn er in der Kirche sitzt, also keinen trinken darf, so hat er denselbigen doch im Munde."

Ein Pfarrer in Basel ließ sich von der Kanzel also vernehmen: „Wenn ich Mäuler sehe, welche Tobak rauchen, so ist mir, als sehe ich lauter Kamine der Hölle." In Würtemberg bestrafte man das Rauchen mit Pranger und Prügel, ja, der ulmer Magistrat sandte besondere Gassenknechte und Büttel aus, die jeden Raucher und Schnupfer anzeigen sollten, wie er auch Krämern und Wirthen verbot, Tabak an die Bürger zu verkaufen. Im Lüneburgischen stand noch im Jahre 1695 die Todesstrafe „auf dem liederlichen Werke des Tabaktrinkens." Wiederholt und noch im Jahre 1719 wurde vom straßburger Rathe die Anpflanzung von Tabak untersagt. In Wolfenbüttel erging noch im Jahre 1723 eine Verordnung des Konsistoriums, die den Geistlichen das Rauchen untersagte; es heißt darin, „es sei dem Konsistorium vermeldet worden, wasgestalten bei einigen Predigern sowohl auf dem Lande als in den Städten der Mißbrauch des Tabaks so überhand genommen, daß sie nicht nur die meiste Zeit in ihren Häusern von früh morgens bis an den Abend mit Schmauchen zubrächten, sondern sich selbst bei öffentlichen Gesellschaften und Festivitäten, als bei Hochzeiten und Kindtaufen, ingleichen in den Städten in publiken Kaffee- und Wirthshäusern, bei Messen und Jahrmärkten unter allerhand Leuten ganz dreist mit der Tabakspeife finden und antreffen ließen. Dadurch aber würde der geistliche Respekt sehr verkleinert und deshalb sollte fortan jeder Pfarrer, der das Rauchen nicht unterließe, seines Amtes entsetzt werden."

Dasselbe Verhältniß beiläufig ist bei grünen Schnittbohnen; Karotten, Spinat geben nur ca. 7 Proz. und Kürbisse gar nur 3 Proz. Dörrwaare.

Dieses eine Kilo also, das kleine Päckchen, welches gepreßt wie ein kleiner Ziegel aussieht, genügt um 100 Menschen abzuspeisen oder für eine Familie auf lange Zeit.

Dies ist zu wissen nöthig, weil zumeist die anscheinend kleine Quantität falsch taxirt wird. — In der ersten Zeit kommt es gewöhnlich vor, daß viel zu viel für eine Mahlzeit eingeweicht wird.

Ein ähnliches Verhältniß ist beim Obste. 1 Kilo-Packet Aepfel z. B. eingeweicht, entspricht dem Inhalte von ca. 10 bis 15 gewöhnlichen Gläsern Dunstobstes, kostet rund fl. 1 und genügt reichlich für 50 bis 60 Portionen.

Die Preise für diese Conserven sind sehr gering, sie bewegen sich zwischen etwa 5 bis 12 Pf. für die Speiseportion Gemüse und etwa 2 bis 3 Pfg. für die Portion Obst.

Man kann somit mit Fug und Recht Dörrobst und Dörrgemüse ein Volksnahrungsmittel nennen. Die gedörrten Aepfel sind in aller Welt bereis eingebürgert, im Norden namentlich und auch bei uns mag sie Niemand mehr missen, der sie einmal kennen gelernt. Und nun gar nach amerikanischer Art gedörrte Birnen, Pfirsiche und Aprikosen, die wohlschmeckenden Reineclauden, die geschälten und entkernten Pflaumen; sie können mit dem besten französischen Produkte rivalisiren. Es erübrigt noch für Dörrobst und gedörrtes Gemüse die Gebrauchsanweisung zu besprechen und die Zubereitung kurz zu berühren.

Obst wie Gemüse ist so, wie es in den Packets (der Centralstation in St. Peter) in den Handel gekommen, fix und fertig zum Gebrauche bereit, daran darf nichts geputzt, nichts gewaschen werden. Das haben bereits vor dem Dörren die Köchinnen der Anstalt besorgt, welche in gleich peinlicher Weise wie im ordentlichsten Haushalte reinlich, sehr appetitlich auf weißen Ahornbrettern Alles zugeschnitten, gereinigt, gewaschen, abgebrüht haben.

Obst wird einfach hergenommen, in eine Schüssel gegeben und wird so viel kaltes, reines Wasser darüber geschüttet, daß das Obst völlig mit Wasser bedeckt ist. Dieses Quantum Wasser wird es in ganz kurzer Zeit völlig aufsaugen oder doch nahezu. Hierauf wird es, ohne das überstehende Wasser wegzuschütten, in ein Gefäß gegeben, langsam aufgekocht, etwas gezuckert und gleich dem frischen zu Compot ꝛc. zubereitet. Wir rathen jedoch, weniger Zucker als zum frischen Obste zu nehmen, kaum die Hälfte; der feine Obstgeschmack dringt so besser durch.

Gemüse wird im großen Ganzen auch so behandelt wie Obst. Hierbei tritt zunächst die Frage des wieviel? auf. — Das hängt selbstverständlich vom Appetite und von gar viel anderen Nebenumständen ab. Wenn wir sagen, daß für 1 Portion Wirsing 10 g, Karotten 12 g, Sprossenkohl 7 g, Spinat 12—14 g, Schnittbohnen 8 g, Erbsen 6—8 g, Julienneſuppe 3—4 g nöthig sind, so ist das so gemeint, daß es sich um wohl reichliche, aber doch um Zuthat zu Fleisch handelt, wie eben Gemüse überhaupt im bürgerlichen Haushalte angewendet wird. Wo das Gemüse nicht Zuthat ist, wird tiefer in das Packet gegriffen: 20 g Wirsing, 24 g Karotten geben Portionen, zu denen schon ein Straußenmagen gehört.

Je nach Konsistenz bleiben die Gemüse zum Einweichen in der Schüssel mit Wasser 2, 3 bis 6 Stunden. Etwas große Erbsen wird man gut thun, sogar des Abends vorher einzuweichen. Feine Erbsen, Karotten, Kohlrabi wird man in der Frühe aufsetzen, um sie mittags verbrauchen zu können. Schittbohnen, Kohlarten ꝛc. einige Stunden vor dem Kochen. Dann wird das Gemüse wie frisches behandelt, ohne das Wasser wegzuschütten. Die Erfahrung lehrt, daß es besser ist, die gedörrten Gemüse reichlich in Saft zu kochen; zu trocken behandelt, würden sie nicht so zart, weich

---

Chilisalpeter gegen Raupen oder sonstiges Ungeziefer.

Wie bekannt, werden Johannis- oder Stachelbeersträuchen im Sommer im wahren Sinne des Wortes kahl gefressen. Die vielen Mittel, die zur Anwendung gelangten, erwiesen sich erfolglos, bis endlich der Wiener illustrirten Gartenzeitung zufolge die Salpeterlösung wirksam erschien. Circa 170 g des Salpeters werden in heißem Wasser aufgelöst und die Lösung mit Wasser auf 20 l ergänzt; nach gehörigem Vermischen der Lösung mit dem Wasser werden nun die Sträucher, bei denen sich der Raubenfraß zeigt, mit dieser Salpeterlösung behraust, welche Arbeit eventuell zu wiederholen ist. Ein Gärtner behauptet, daß er durch zweimaliges Behrausen alle Raupen getödtet habe und der Strauch ganz gesund geblieben sei. Auch andere Raupen unterlagen der Einwirkung des Salpeters und selbst die sehr lästigen Blattläuse sind auf diese Art von diversen Pflanzen bezw. Obstbäumen vertilgt worden. Auf letztere ist die Lösung mittels einer Gartenspritze gebracht worden.

Die Korbweidenkultur.

Im landwirthschaftlichen Verein der goldenen Aue zu Nordhausen hielt, wie uns geschrieben wird, Amtmann Apel-Bleicherode einen anregenden Vortrag über die Korbweidenkultur, aus dem wir die wesentlichen Gesichtspunkte hier folgen lassen. Die Korbweide fordert zu ihrem Gedeihen guten Thonboden, Lehmboden oder auch feuchten Sandboden, Mergel-, Tori- und mit Eisenoxyd gemischter Boden ist schädlich. Zum Anbau empfiehlt sich die kaspische Weide. Der Boden muß im Herbst gut aufgelockert, tief gegraben und geebnet werden, zum Verpflanzen wähle man einjährige Stecklinge, die im März nach Schnur in Reihen mit 38—40 cm und 12—15 cm Entfernung gepflanzt werden. Auf den Morgen kommen 40,000 bis 42,000 Pflänzlinge. Man sorge durch kleine offene Gräben für gute Ent- und Bewässerung, schneide im Herbst die Anlagen, hacke sie ein, reinige die Gräben. Sobald die Stöcke treiben, muß das Einhacken beendet sein. Zur Düngung verwendet man Peru-Guano. Gute Korbweidenanlagen liefern einen Ertrag von 100 bis 210 M. pro Morgen und kann man auf einen 20jährigen Bestand rechnen.

Schwarzer Ueberzug auf Eisen.

Wenn es sich darum handelt, Eisen so billig als möglich und zugleich auf sehr dauerhafte Weise gegen die Einflüsse der Atmosphäre zu schützen, giebt es kein einfacheres und zugleich billigeres Mittel, als dasselbe mit Ozokerit zu behandeln. Ozokerit bildet, nach der „Zeitschr. f. landw. Gew.," eine braune, harzige Masse, welche bei etwa 60° C. schmilzt. Um Eisengegenstände zu lackiren, schmilzt man Ozokerit in einem Kessel und erhitzt die geschmolzene Masse beiläufig bis zum Siedepunkte des Wassers. Die zu lackirenden Bleche, die man unmittelbar vorher durch Abreiben mit Sand ganz blank gescheuert hat, werden in die geschmolzene Masse getaucht, abtropfen gelassen und der Ozokerit dadurch entflammt, daß man die Bleche über Kohlenfeuer hält. Nachdem der Ozokerit einige Zeit gebrannt hat, erlischt die Flamme meistens von selbst und erscheint das Eisen sodann mit einem sehr fest anhaftenden schwarzen Ueberzuge versehen, welcher der Atmosphäre vollkommen Widerstand leistet und auch gegen die Einwirkung von Säuren und alkalischen Körpern unempfindlich ist. Soll das Eisen für Gefäße angewendet werden, welche alkalische Flüssigkeiten aufnehmen müssen, so ist es zu empfehlen, das Lackiren, sowie es eben beschrieben wurde, noch ein zweites mal vorzunehmen.

Schach.

Redigirt von E. Schallopp.

Aufgabe Nr. 191.

Von Konrad Erlin in Wien.

(5+3.)

Weiß zieht an und setzt im 3. Zuge matt.

Aufgabe Nr. 192. (Für Anfänger.)

Von J. H. Klaar in Innsbruck.

Weiß (8): Ke7; Ta5, e3; Lg7; Sb7; Ba1, h5, h6.
Schwarz (3): Kf7; Le7; Sg8.
Weiß zieht an und setzt im 2. Zuge matt.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18860717056/fragment/page=0002

Parlament auch das Gallerie-Publikum, eine Corona aus allen Ständen und Altern, nicht fehlt, so kann man leicht begreifen, wie hier die Beredtsamkeit eine allgemeine, selbst Frauen eigene Fertigkeit bildet.

Ein bedeutsames Stück der Befähigung der Bakwiris offenbart auch ihr reiches naturkundliches, namentlich botanisches Wissen. Ihre Sprache hat selbst für die kleinste Pflanze einen Namen, ebenso wie auch kleine Kinder schon jedes Exemplar aus dem großen Bereiche der Urwald-Flora kennen. Als beispielsweise Knutson einmal eine überaus giftige Wurzel, die er mir gezeigt hatte, einem winzigen Bürschchen vorhielt mit der Frage, ob er das Gewächs kenne, machte der kleine Knirps sofort das Zeichen des Taumelns und Umfallens, indem er damit die Wirkung des bösen Krautes andeuten wollte.

Es ist oben bei Erwähnung der Musik der Bakwiris auch von ihrem Tanze die Rede gewesen. Von demselben ist indeß viel weniger zu sagen, als von der ersteren. Es ist ein Ringtanz, bei dem die Theilnehmer, Männer und Weiber, hinter einander mit langsamem, aber stark stampfendem Schritt sich im Kreise herum bewegen. Dazu werden in eigenthümlicher Weise verschiedene Theile des Körpers, namentlich die Hüften und die Schultern, bewegt und gedreht, vielfach mit wirklich anerkennenswerther Gewandtheit. Mehrmals tritt dabei ein Mann mit einem Weibe aus der Reihe und tanzt mit ihr drinnen im Kreise Solo in einer allerdings recht obscönen Weise.

Es ist unglaublich, wie die sich immer gleich bleibende, nach unserem Geschmack höchst langweilige Geschichte den Neger zu fesseln und zu ergötzen vermag. Stundenlang währt dieser plumpe Bärentanz. Mitunter klatschen allerdings Personen, die eine Art Tanzordner darzustellen scheinen, in die Hände, und dann tritt eine kurze Pause ein. Aber bald schon beginnt das Singen und Trampeln von neuem, sodaß namentlich in der Nacht der ruhebedürftige Europäer in eine gelinde Verzweiflung gerathen kann. In der Regel beginnt dieser Ball, der bald in der Hütte beim flackernden Scheine des Feuers, bald im Freien abgehalten wird, nur mit zwei oder drei Theilnehmern, die sich zufällig zusammengefunden, aber der laute Gesang lockt rasch immer mehr Leute heran, und so wächst der kleine Kreis allmälig zu einer ungeheuren Runde von sich drängenden und schweißtriefenden Menschen an, denen das höchste Vergnügen aus den funkelnden Augen leuchtet. In dieser Verfassung muß man den Neger sehen, um zu begreifen, was für eine Leidenschaftlichkeit in diesen ungezügelten Naturkindern steckt.

Den oben beschriebenen Tanz sieht man häufig auch schon die kleinen Kinder unter sich tanzen, doch haben diese auch noch eine andere Art, bei der sogar etwas wie förmliche Pas zum Vorschein kommen und die kleinen Füßchen eigenthümlich vorwärts und rückwärts gesetzt werden. Mehrere winzige Bürschchen und Mädchen, unter letzteren beiläufig eine von wahrhaft klassischer Schönheit, tanzten mir diesen Kindertanz alltäglich vor meinem Fenster mit herzgewinnender Anmuth und Zierlichkeit, nachdem ich mittels etwas Brot ihre ursprüngliche Scheu überwunden und sie zu meinen Freunden gemacht hatte.

Von eigentlichen Spielen fand ich unter den Bakwiris nur Ringkämpfe, bei denen sich zwei Parteien gegenüberstehen, deren Glieder sich gegenseitig herausfordern, um sich dann katzenartig gebückt am Schopf zu fassen und event. zu Boden zu werfen. Diese Belustigungen, die indeß da, wo dabei die Bewohner verschiedener Dörfer sich gegenüberstehen, nur zu oft auch in blutigen Ernst übergehen, erscheinen bei den wohlhabenderen Bakwiris im Innern in überraschendster Weise zu einem förmlichen System ausgebildet, und wird deßhalb erst dann, wenn wir dort angekommen sein werden mit unserem Bericht, ausführlicher davon die Rede sein. Bei den milderen Stämmen des Hinterlandes finden sich diese wilden Kämpfe übrigens nicht mehr.

Recht wenig ist leider von der Industrie der Bakwiris zu sagen, denn poetische Begabung paart sich ja überall nur selten mit technischer Fertigkeit. Doch erscheint ein Handwerk bei ihnen bis zur wirklichen Vollendung ausgebildet, das ist die Korbflechterei. Dieselbe wird ganz ähnlich gehandhabt wie bei uns, und ist man oft versucht, die vorliegenden netten Sächelchen für europäische Arbeit zu halten. Der Bakwiri verfertigt seine Korbwaaren auch aus geschälten bezw. gespaltenen Weiden, mitunter auch aus dünngeschnittenen Spänen. Auf diese Weise kommen die verschiedensten Hausgeräthe zustande, so die Ngola, ein kleiner Korb mit Schlußklappe, um Country-Pfeffer aufzubewahren, ferner die Libola, eine ähnliche Vorrichtung für Palmenkerne, dann die Masefi, Tanzkastagnetten in Form einer kleinen, rings geschlossenen Glocke mit einer Handhabe oben und klappernden Kernen oder Steinen im Innern, die Mba, ein konisch zulaufender Korb, um Fische zu trocknen; von größeren Gegenständen wären zu nennen ein runder Tragkorb mit Tragbändern aus Grashalmen, für das Auge von solchen aus Flachs kaum zu unterscheiden, die Mossa, weiter ein nach unten sich verjüngender Cocakorb, auf dem Kopf zu tragen, Ngada genannt, ferner die Ekoto, eine breite Spanschaufel mit kurzem Holzgriffe, um den Koth aus der Hütte zu bringen u. dgl. m. Die Namen, die wir hier beifügten, werden zugleich die bereits weit fortgeschrittene Entwickelung der Bakwiri-Sprache illustriren. Es glückte mir übrigens, eine vollständige Sammlung dieser Bakwiri-Korbwaaren zu erwerben, die im königl. Museum für Völkerkunde in Berlin ihre Stätte gefunden haben. Außer den Stücken des obigen Repertoires durfte ich aber noch manche reizende Improvisation von seiten der Meisterhand dieser schwarzen Künstler sehen. Wie oft schlug da oder dort einer meiner Leute ein Bananenblatt oder einen Palmenzweig ab, um in wenigen Augenblicken einen regelrechten Korb mit zierlichem Henkel herzustellen, der dann etwa einige Orangen oder Gummifrüchte aufnehmen mußte. Und derartig geschickte Stämme sollten für unsere kolonialen Pläne nicht ein ganz geeignetes Arbeitermaterial abgeben?

Es scheint übrigens, daß das Flechten ganz besonders in der Natur des Negers gegeben ist, da wir ähnliche, nur mittels eines anderen Rohmaterials sich bethätigende Fertigkeiten auch im Hinterlande finden werden.

Von anderen Industriezweigen ist bei diesen Gebirgsvölkern nur noch die nach Lage der Sache mit der Flechterei ein wenig verwandte Hausbaukunst und die Waffenschmiederei etwas zur Entwickelung gekommen, während auch in dieser Beziehung in den Hinterländern viel bedeutendere Anläufe zu konstatiren sein werden.

(Schluß folgt.)

Land- und Hauswirthschaft.

Gedörrtes Obst und Gemüse.

Die Herstellung von Konserven auf dem Wege des Dörrens ist in Deutschland noch nicht über die allerersten Anfänge hinausgekommen.

Unter Dürrobst verstehen gar viele nur die alten im Backofen oder in der Sonne im Schmutze von Millionen Fliegen gedörrten Zwetschen, Prunellen, Kletzen 2c., wie wir sie bisher in den Schaufenstern unserer Kaufleute zu sehen gewohnt waren und ob dieser Eigenschaften verschmähten. In Amerika dagegen hat sich die Herstellung von gedörrtem Obst und Gemüse bereits zu einem umfangreichen Geschäftsbetriebe gestaltet. Im Interesse der raschen Einbürgerung dieses neuen Artikels wollen wir uns bemühen, die Sache klar zu legen. Ein kleines Packetchen schon stellt eine kleine Wagenladung Gemüse vor und die kleinsten Ziegel gedörrter Aepfel oder Birnen 10, sage 10 kg frisches Obst und gut 10 Gläser Dunstobst; die größeren ($21/_2$ kg) 25 kg! Nur daß die kleine Wagenladung Gemüse in einer Hand zu halten ist und die 10 Kompotgläser in einem Päckchen liegen, das man bequem in die Tasche stecken kann.

Wenn man weiß, daß z. B. bei Wirsing (Kohl) von 30 kg, die im Garten gewachsen, nach Abzug des Rohen 20 kg zur Verarbeitung gelangen, davon noch ca. 50 Proz. = 10 kg weggeputzt werden und daß aus den restirenden 10 kg nur 1 kg Netto Dörrwaare resultirt, welches 100 Eßportionen vorstellt, so bekommt man erst einen Begriff, was in dem kleinen gepreßten Päckchen steckt, was dieses Päckchen werth ist.

dies in vielen niederländischen Bildern der Fall ist. Vielleicht könnte man rügen, daß dies bei der großen Menge der geringeren modernen Leistungen — welche namentlich zu uns herüberkommen — nicht so prägnant hervortritt, als bei der Mehrzahl der älteren Sachen, doch scheint der Grund von dieser Thatsache in dem noch frischen Zuführen europäischer Motive und Geschmacksrichtungen zu liegen, welche eine gewisse Unsicherheit und hie und da Steifheit zur Folge haben. Trotzdem aber bewahrte der Japaner einen feinen Sinn für ornamentale Formen und für Farbenharmonie, so daß z. B. die eingelegten Reliefarbeiten außerordentlich schön sind und mit hervorragenden europäischen Produkten erfolgreich wetteifern dürfen.

Prachtvoll sind namentlich die Broncevasen mit eingelegter Silber-, Gold- und Emailarbeit und besonders aufsprechend die zahlreich vertretenen Holzreliefs, theils einfach geschnitzt, theils mit Zuhilfenahme von Elfenbein, Metall u. s. w. bunt ausgelegt.

Kultur- und Sittenbilder aus Kamerun.

„Würden Sie geneigt sein, an einer Expedition zur Erforschung der Hinterlande von Kamerun theilzunehmen?" — diese wenigen und doch so inhaltschweren Worte, von hoher Stelle an mich gerichtet, trafen mich, wer vermöchte es nicht zu begreifen, in den Frühlingstagen des Jahres 1885 wie ein Blitz aus heiterer Höhe. Zwar war ich kein Neuling im Reisen, sondern hatte in einer langen Reihe von Jahren Europa von Spanien bis zum Bosporus und von Trondheim bis Malta durchstreift, ja selbst Nordafrika bis zu den Oasen der algerischen Sahara kennen gelernt. Jetzt aber galt es, aus dem stillen Berufe, der bescheidenen Provinzialstadt, dem trauten Familienkreise nicht nur für Wochen und Monate, sondern für ganz unbestimmte Zeit hinauszuziehen, und das Ziel ein Gebiet, dessen tückisches Klima schon so manchem kühnen Eindringling den Tod gebracht hatte. Da fehlte es nun freilich nicht an Einwendungen und Thränen seitens lieber Verwandter und Freunde, und, um ganz ehrlich zu sein, auch an leise warnenden Stimmen im eigenen Innern nicht. Aber rief denn nicht das Vaterland, rief nicht die große koloniale Sache? Darum trug denn auch die Post nach kurzer Ueberlegung schon mein bestimmtes und freudiges „Ja" gen Berlin."

Mit diesen Worten leitet Dr. Bernhard Schwarz ein vor uns liegendes Werk ein, in welchem er in höchst fesselnder und übersichtlicher Weise die reichen Ergebnisse der von ihm in die Hinterlande unserer Kamerunkolonie unternommenen Forschungsreise niedergelegt hat. Wir entnehmen dem allen wissenschaftlichen Kreisen und allen Freunden der deutschen Kolonialpolitik zur Anschaffung aufs Dringendste zu empfehlenden Werke* nachstehend einen Abschnitt, welcher für unsere Leser ein Quell reichster Aufklärung über den Kulturzustand unserer afrikanischen Landsleute sein wird.

Der hier in Frage kommende Stamm ist der Stamm der Bakwiris, der im allgemeinen zwischen dem unteren Mungo und dem Hochgebirge wohnt. Was über Körperbeschaffenheit, Kleidung, Wohnung, Nahrung 2c. des Stammes mitgetheilt wird, übergehen wir, da genügende Kenntniß darüber schon aus anderweiten früheren Reiseberichten verbreitet worden ist. Wir wenden uns vielmehr sogleich zu den Ausführungen über das Wesen, den Charakter und den Kulturzustand des behandelten Stammes.

Wenn jemand gesagt hat, man müsse die Neger wie Kinder ansehen — eine Behauptung, die man übrigens auf jedes Naturvolk ausdehnen kann, so ist damit annähernd das Richtige auch bezüglich der Bakwiris getroffen. Sie haben alle Vorzüge und Schwächen der Kleinen. Sie sind harmlos, vergnügt — namentlich lachen sie viel —, anfangs scheu, bald zuthunlich bis zudringlich, in den Tag hineinlebend, zum Spielen, Tändeln und Plaudern geneigt, begehrlich, veränderlich und unzuverlässig. Doch zeigen sich bei ihnen auch bereits Tugenden ebenso wie Mängel tieferer Art bestimmt ausgeprägt. Vor allem findet sich auch bei ihnen der schon am Kru gerühmte Zug der mittheilenden Liebe. Schenkte ich einmal irgendeinem aus der großen Menge, die immer unser Haus umlagerte, ein Stück Brot, so theilte er es gewiß mit allen, und selbst das kleinste Becherchen Rum mußte die Runde machen. Das geht aber gelegentlich noch weiter. Häufig genug, wenn einer aus dem Dorfe von der Ortsobrigkeit zu einer Strafe verurtheilt ist, die er zu bezahlen sich außer Stande sieht, steuert die ganze Bevölkerung zusammen, um ihm das Loos, in die Sklaverei verkauft zu werden, zu ersparen. Damit hängt auch ihr großer geselliger Zug zusammen. Zu allen Stunden trifft man in den Hütten Besuch von den Nachbarn an, und es vergeht selten eine Nacht, wo sie nicht, immer eine größere Schaar beisammen, entweder am Feuer oder im Freien sitzend, sich mit Plaudern oder Singen, Musiziren und Tanzen die Zeit vertreiben. Namentlich wenn Mondschein ist, suchen sie kaum das Lager auf. Vor 2 und 3 Uhr morgens wird dann häufig keine Ruhe im Dorfe. Ueberhaupt bedürfen und genießen sie wenig Schlaf. Meine Träger legten sich meist nur einige Stunden nieder und waren dann mit dem ersten Sonnenstrahl auch wieder frisch und munter.

Weiter möchte ich an ihnen die große Schamhaftigkeit rühmen, die man wohl hier am wenigsten erwartet. Es ist ja gewiß wahr, daß sie einen überaus sinnlichen Zug haben und demselben auch recht oft Rechnung tragen, aber das Dekorum wird von ihnen in einer Weise gewahrt, die selbst

* Kamerun. Reise in die Hinterlande der Kolonie. Von Dr. Bernhard Schwarz. Mit eigenhändig entworfener Karte. Leipzig, Verlag von Paul Frohberg.

Literatur und Kunst.

* Zu Seemann's Kunsthistorischen Bilderbogen ist dieser Tage die erste Lieferung eines 3. Supplementes erschienen, welche reiche Ergänzungen zur klassischen und vorklassischen Kunst bringt. Der Forschungseifer unserer Zeit hat neuerdings so manches interessante Kunstwerk ans Licht gezogen. Wir finden aus Perrot & Chipiez' Kunstgeschichte des Alterthums eine Reihe sehr lehrreicher Darstellungen aus der egyptischen, assyrischen, chaldäischen und persischen Kunst. Auch die phönizische und frühgriechische Epoche wird durch eine Reihe trefflicher Darstellungen erläutert. Unter anderen finden wir die neuesten Entdeckungen Schliemanns in Tiryns. Wandmalereien aus dem Palaste von Tiryns in den Farben des Originals wiedergegeben. Auf den weiteren Blättern fällt noch besonders auf ein Wiederherstellungsversuch des Festplatzes von Olympia, Ergänzungen einiger berühmter Statuen, z. B. des praxitelischen Hermes (durch Schaper) der Nike des Paionios (durch R. Grüttner) auf; ferner die kürzlich in Rom gefundene Bronzestatue eines Faustkämpfers und vor allem eine vorzügliche Heliogravüre, welche uns eine Probe der alexandrinischen Reliefplastik vorführt: Lynn mit Jungen in einer Felsgrotte. Die hellenistische Kunst, ein höchst merkwürdiger Ausläufer der griechischen ist erst neuerdings durch die Forschungen Theodor Schreibers zur Geltung gekommen. Die vermuthlich zuerst in Alexandrien aufgekommenen genrehaften Reliefbilder dienten zweifellos als Wandverzierung in Wohnräumen und sind zum Theil mit so feiner Naturbeobachtung ausgeführt, daß es z. B. bei einigen auf den Reliefs dargestellten Pflanzen, möglich ist, auf Grund botanischer Kennzeichen genau Gattung und Art zu bestimmen. — Die Lieferung, welche 12 Holzschnitttafeln, einen Farbendruck und eine Heliogravüre enthält, kostet nur 1,50 M. Es sind für das dritte Supplement noch weitere drei bis vier Lieferungen in Aussicht genommen. Während einerseits das kunsthistorische Sammelwerk immer mehr anschwillt, um alle kunsthistorisch wichtigen Denkmäler in möglichst größter Vollständigkeit den Betrachtern vorzuführen, hat der Verleger andererseits dafür gesorgt, daß auch den minder Bemittelten die Anschaffung einer Kunstgeschichte in Bildern ermöglicht werde; und zwar durch Zusammenstellung einer Handausgabe, von welcher in diesen Tagen der zweite Theil, das Mittelalter enthaltend, ausgegeben wurde. Dieser Theil führt auf 36 Tafeln die wichtigsten Denkmäler der mittelalterlichen Kunst vor. Der Preis für diesen zweiten Theil ist wie für den ersten (Alterthum), 2,50 M., gewiß sehr gering für die Fülle des Gebotenen. Jeder Theil in elegantem handlichen Bande kostet 3,50 M.

* Evangelisches Choralbuch. Eine Auswahl von 112 Chorälen mit Vor- und Zwischenspielen zum Gebrauche beim öffentlichen Gottesdienste. Nach dem Melodienbuche der Provinz Sachsen von H. Engelbrecht. Preis 2.40 M. Verlag von R. Herrosé in Wittenberg. Die Vorspiele sind kurz, gehaltvoll,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18860717056/fragment/page=0003

Europäer beschämen kann. Nie wird ein Bakwiri seine Nothdurft verrichten, wo ihn ein fremdes Auge sieht. Ja, er duldet das selbst nicht von anderen. Als einer meiner weißen Begleiter bei einem unvermeidlichen Geschäfte sich einmal nicht weit genug in die Büsche hinein verbergen hatte, wurde mir vom ersten Hetman bedeutet, ich möge doch dies verhindern, da ich sonst ein schlimmes Palaver bekommen könnte. In einem anderen Falle hatte ein total betrunkener Maranjer einer Frau den Lendenschurz abgerissen. Trotz des unzurechnungsfähigen Zustandes, in dem dies geschehen war, wurde der Mann zu einer schweren Geldstrafe verurtheilt.

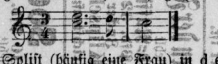
Dem widerspricht nicht, was Zöller anführt, der beispielsweise die Bakwiri-Weiber geradezu schamlos nennt. Er beklagt sich, daß er nie habe Toilette machen können, ohne daß diese unverwandt zuschauten. Dies erklärt sich aber leicht aus der großen Neugierde jener Naturkinder, die über dem Interesse, das ihnen der Weiße unter allen Umständen gewährt, leicht alle sonst so streng geübten Anstandsregeln vergessen. Aehnliches kommt z. B. auch bei den Japanesen vor, die sonst recht decent heißen müssen.

Auch unnatürliche Laster sind unter den Bakwiris absolut unbekannt. Ebenso muß ihnen, entgegen der sonst dem Neger allgemein nachgesagten Feigheit, eine gewisse Tapferkeit nachgerühmt werden, wie sie beispielsweise auch die Haussas, dagegen nicht die Bakundas besitzen, die ich als wirklich feig kennen lernte. Mein erster Hetman konnte mit Recht von sich sagen, daß er nichts in der Welt fürchte. Und ein anderer unter der Trägerschaar hatte viele grosse Narben auf seinem breiten Rücken, die er im Handgemenge des Krieges erhalten, in das er sich stets mit Todesverachtung zu stürzen pflegte. Kurz vor meiner Ankunft war in Mapanja auch einer begraben worden, der bei einem Streifzug heldenmäßig fechtend gefallen war. Man bedeute mir auch, daß diese Leute des Gebirges den Strauß mit dem Büffel und Leoparden aufnehmen, der manchem schon das Leben gekostet hat. Auch das Kapitel von der Blutrache, das wir unten folgen lassen, spricht in dieser Hinsicht zu ihren Gunsten.

Vielleicht aber sind sie doch faul, sagt man. Denn anders kann man sich ja den Neger nicht denken. Da möchte ich aber doch vor allem fragen, sind denn nicht alle Naturvölker so, waren so nicht auch unsere eigenen Vorfahren, die alten Germanen, die bekannten „Bärenhäuter"? Der Mensch der Wildniß wird immer nur aus Noth arbeiten, erst die Kultur lehrt in der Arbeit Freude und Glück finden. In Wahrheit ist aber der Bakwiri gar nicht so träge, als man glaubt. Das erkennt man, wenn man nur einmal gesehen hat, wie z. B. die Weiber von Mapanja bei den Schwefeln sich Tag für Tag angelegentlichst um Aufträge nach Victoria bemühten, wie sie dann im Laufschritt dahinnitter eilten und in unglaublich kurzer Zeit schwer bepackt und schweißtriefend den sauren Weg zurückkamen. Und was die Weanner angeht, so soll nur des Eifers gedacht werden, mit dem sie sich auf die Kautschuk-Gewinnung geworfen haben. Schon jetzt gelingt es dabei manchem, ein Tagelohn von 3½ M. zu erringen. Man sieht, es bedarf nur der Gelegenheit und der Anleitung, so ergiebt diese ja auch körperlich so gut beanlagte Rasse ein vortreffliches Arbeitermaterial, und das ist ja doch für die Zukunft unserer Kolonie von allergrößter Bedeutung.

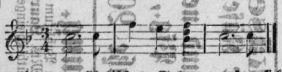
Ein großer Fehler kann ihnen allerdings nicht abgesprochen werden, das ist die Neigung zum Diebstahl. Indessen liegt dem nicht etwas Aehnliches eben auch in der dem Neger so verwandten Kindesnatur, der wenigstens das „Naschen" so eigen ist? Oft mag sich die Unreinen fremden Eigenthums seitens eines Bakwiri wohl auch durch eine Art Rengier erklären lassen oder durch ein bei dem Naturmenschen so leicht mögliches Gebleudetwerden durch neue, in die Augen fallende Dinge. In gleicher Weise werden ja auch Thiere, z. B. Raben, zu Dieben. In der That wird von dem Neger besonders gern der Weiße mit seinen zahlreichen ungewohnten Dingen bestohlen. Auf alle Fälle fehlt es dem Bakwiri aber gleichwohl an der Erkenntniß von dem Unrecht des Diebstahls nicht, wie die Besprechung seines Justizwesens weiter unten zeigen wird.

Vom Charakter gehen wir zur Begabung über. Hierbei finden wir, daß die rauhen Söhne des Gebirges nach einer Seite hervorragend talentirt sind, die auch anderwärts im Bereich der Berge dominirend hervortritt; dies ist Musik und Dichtkunst. Die Bakwiris sind leidenschaftliche Freunde der edlen Tonkunst. Sie singen fast den ganzen Tag und, wie erwähnt, meist auch noch die halbe Nacht. Dabei entfalten sie ein feines musikalisches Gehör. Sie geben ihre Melodien auffallend rein wieder, lassen halbe Töne scharf zur Geltung kommen und treffen selbst nach längerer Pause die vorher angeschlagene Tonart genau wieder. Sie haben auch Anfänge von Harmonien, Zwei- und selbst Dreiklänge. Auch zeigt ihre ganze Sangesweise etwas Dramatisches, Chor und recitativartiges Solo wechseln beständig. Eine ihrer beliebtesten Tanzweisen ist folgende. Der Chorus singt (c-dur):



Darauf setzt der Solist (häufig eine Frau) in d ein und geht, indem das Recitativ immer rascher und leidenschaftlicher wird, allmälig nach e über, worauf der Chor wieder den Refrain in oben angegebener Weise singt. Die Stimmen, obwohl vielfach von der Anstrengung etwas heiser, entfalten sich dabei mit einer wahrhaft grotesken Mächtigkeit. Selbst die Thätigkeit von nur 6 oder 8 solchen Sängern schallt auf weithin durch den Urwald. Ich bin auf der Reise oft wahrhaft erschrocken, wenn vor der Hütte, in der ich weilte, unvermuthet die Posaunenkehlen meiner Leute sich öffneten.

Ein, wenn auch betreffs des f nur schwacher, doch unverkennbarer Dreiklang trat mir in folgender Refrainmelodie entgegen:



Ein derartiges musikalisches Talent mußte sich natürlich auch bald durch Erfinden von musikalischen Instrumenten bethätigen. Und so finden wir denn auch in dieser Hinsicht bei den Bakwiris sehr Bemerkenswerthes. Zunächst verstehen sie schon mit den bloßen Fingern derart zu pfeifen, daß es einer Hirtenschalmei täuschend ähnlich klingt. Sodann aber besitzen sie in ihrem „Mundinde" eine ebenso originell konstruirte, wie feinklingende Flöte. Dies Instrument ähnelt einem Bogen, wie er zum Pfeilschießen benutzt wird. Ueber einen leicht gekrümmten Stab von etwa einem Meter Länge ist als Sehne eine Schnur aus Fell oder Gräsern gezogen. Auf diese Saite haucht man mit dem Munde, indem man zugleich mit der rechten Hand mittelst eines Stäbchens auf dieselbe schlägt. Auf diese Weise erzielt man die verschiedensten Modulationen in der Höhe wie der Stärke der Töne. Die Klangfarbe hat etwas Einschmeichelndes, doch erfordert die Handhabung des Instruments große Fertigkeit, und ich habe mich stets mit demselben nur vergeblich abgemüht, zur lebhaftesten Freude der umherstehenden Eingeborenen natürlich, die nicht wenig stolz darüber waren, daß der viel angestaunte Weiße doch einmal etwas nicht konnte, was sie konnten.

Ein anderes Instrument der Bakwiris ist die „Ngombi." Dieser Name klingt an das romanische Gamba an und vielleicht ist das ganze Machwerk auch nur eine allerdings stark modifizirte Nachbildung der von den Eingeborenen dieser Gegenden vor Jahrhunderten bei den Portugiesen beobachteten Mandolinen. Auf einem etwas oval zugeschnittenen, ausgehöhlten, auf der unteren Seite abgerundeten, oben aber mittelst eines Brettchens horizontal verschlossenen Stück Holz von ca. ½ Elle Länge laufen über eine Art Steg mehrere ganz dünne, etwa 1 cm breite Stäbchen aus hartem, brunnem Holze, deren freistehende Enden mit den Fingern geschnippst werden. Infolge der verschiedenen Länge dieser „Tasten" kommt eine förmliche Tonleiter zustande. Beim Gebrauch setzt man das Instrument auf den Schooß oder klemmt es zwischen die Kniee.

Die Bakwiris sind auch die Urheber des Textes zu ihren Melodien und darum zugleich Dichter. Sehr gebräuchlich ist das Improvisiren, und zwar sowohl seitens des männlichen als des weiblichen Geschlechts. Hierbei tritt namentlich das Verlangen, sich zu rühmen, wie wir dies auch bei anderen Naturvölkern finden, zutage. Meine Träger sangen oft nach sauteren Märschen am Abend etwa so: „Wir sind stark und schön. Wir machen große Reisen, wie niemand sonst, und finden überall schöne Weiber. Wir fürchten nichts, keine Thiere und keine Menschen, und gehen mit einem weißen Manne und unseren guten Flinten bis in ferne Länder ꝛc." Auch die Jagd befördert viele poetische Erzeugnisse aus Tageslicht. Geht der schwarze Nimrod aus, so besingt er jedes Stück Wild, auf das er es abgesehen hat, und läßt laute Hymnen zu Ehren seines Hundes erschallen. Wird ein größeres Raubthier, das in der Nähe des Dorfes sich bemerklich gemacht hat, etwa ein Leopard, von der gesammten Bevölkerung, wie das so üblich ist, gehetzt und aufgebracht, so werden Spottlieder auf die besiegte Bestie laut. „Du Böser, du hast viel Schaden angerichtet, Ziegen gestohlen und Menschen verwundet, aber uns konntest du nicht entgehen ꝛc." Auch die spätterhin noch zu erwähnenden Todtenklagen werden meist von den Betreffenden sofort gefertigt und bestehen selbstverständlich in meist übertriebenen Lobeserhebungen auf den Entseelten.

Es giebt aber auch feststehende, durch Tradition weitergepflanzte Dichtungen unter jenen Gebirglern. Dieselben sind meist erotischen und zwar, wie zugegeben werden muß, häufig auch recht obscönen Inhalts. So sangen meine Leute in Buea einmal folgende Liebesgeschichte: Ein Mann geht auf die Jagd. Als er zurückkommt, muß er sehen, daß seine Frau kein Holz aus dem Walde geholt, kein Wasser herbeigeschafft und nichts gekocht hat. Erzürnt stellt er sie zur Rede, aber sie giebt nur ausweichende Antworten, sie habe andere Dinge zu thun gehabt, sie habe jene ihr anbefohlenen Geschäfte vergessen ꝛc. Der Mann vermag ihr aber keinen Glauben zu schenken. Verdrossen und mißtrauisch spürt er in der Hütte herum. Da sieht er plötzlich eine fremde Schnupftabaksdose liegen. Er fragt, woher dieselbe sei, die Frau giebt vor, nichts davon zu wissen. Endlich aber muß sie doch, mehr und mehr in die Enge getrieben, bekennen, daß ein Mann da gewesen sei, aber erst behauptet sie, es war ihr Bruder, dann soll es der Schwager gewesen sein, bis endlich der Mann selbst sie zu überführen vermag, daß sie mit einem Freunde

gebuhlt habe. — Die kleine Dichtung wurde als Wechselgesang mit dramatischer Lebhaftigkeit zum Vortrag gebracht.

Die Bakwiris besitzen auch selbständige Dichtungen, die mit Musik und Tanz nichts zu thun haben. Und wie bei einem Naturvolk nichts anderes zu erwarten, finden wir hier namentlich die Thierfabel vertreten. Es ist mir gelungen, eine kleine Probe aus diesem interessanten Gebiete aufzutreiben, die ich dem Leser nicht vorenthalten will.

Der Elephant ging einst zum Meeresufer, da zu baden. Da sah er eine Schildkröte über den Sand kriechen und sprach zu ihr: „Du bist ein faules Thier, du kannst nur Schritt für Schritt marschiren." Aber sie erwiederte: „Was gilts, ich komme schneller fort, als Du!" Darauf läuft der Elephant mehrere Wochen ins Gebirge, sich Kraft anzufressen. Die Schildkröte aber geht zu einigen ihrer Schwestern und dingt sie, daß sie sich von der Küste an in gemessenen Entfernungen längs des Weges aufstellen, den der verabredete Wettlauf nehmen soll. Sie selbst wählt ihren Platz zu oberst am Ziele, auf dem Berge. Als der Elephant nach einiger Zeit zurückkommt, spricht die Schildkröte am Meere, die er natürlich für die frühere Bekanntschaft hält, zu ihm: „Nun kann's losgehen" und alsbald rennt der Elephant blindlings, ohne sich umzusehen, davon, daß der Boden erzittert. Aber als er schwitzend das nächste Dorf erreicht, hockt die Schildkröte bereits behaglich am Wege. Da ruft er: „Da ist es schon, das elende Thier, ich muß noch besser laufen." Und abermals stürmt er pustend davon. Jedoch wie er auch eilt, überall ist seine Feindin schon vor ihm angekommen. Die Wuth stachelt ihn zu wahnsinniger Anspornung aller Kräfte an. Blutiger Schweiß rinnt an seinem Leibe nieder, die Augen treten geröthet aus ihren Höhlen, und als er endlich auf der Höhe ankommt, bricht er taumelnd zusammen und verendet angesichts seiner glücklicheren Rivalin.

Wem fällt hier nicht die außerordentliche Aehnlichkeit mit einem bekannten deutschen Märchen: der Wettlauf des Hasen mit dem Schwinegel — auf, wo auch der übermuthige Kampe von dem pfiffigen Stachelthiere in genau derselben Weise überlistet wird. Wie kann man sich das erklären? Sollte die kleine Fabel ein Importartikel sein? Die englischen Missionare, die dabei allein in Frage kommen könnten, dürften schwerlich sich mit dergleichen Dingen befaßt haben. So bleibt nur die Erklärung, daß wir es mit dem Produkt des eigenen Geistes der Eingeborenen zu thun haben, und das dürfte wiederum mit dem stimmen, was wir früher von dem allgemein Menschlichen gesagt haben. Der Kern der kleinen Erzählung aber, der doch unbezweifelt die große Wahrheit ist, daß Klugheit über rohe Kraft geht und Hochmuth vor dem Falle kommt, läßt auch in die Weltanschauung der Schwarzen einen interessanten Einblick thun.

Mit der musikalisch-poetischen Beanlagung vereinigt sich im Bakwiri ein ziemlich hervorragendes Talent, das der Beredsamkeit. In der That, ein Cicero würde unter ihnen noch Konkurrenten genug finden. Ein solcher fast nackter Buschmensch, der in den seltensten Fällen seinen Namen schreiben kann und nie eine Schule besucht hat, vermag eine halbe Stunde und länger öffentlich zu sprechen, ohne sich ein einziges Mal zu versprechen. Dabei ist seine Redeweise elegant und nahezu französisch außerordentlich bilderreich. Und der Vortrag zeigt größte Modulation der Stimme, die bald zu sanftem Flüstern herabsinkt, bald donnernd anwächst. Zugleich kommen gewandte Gesten mit zur Verwendung.

Das Volksleben der Neger bietet allerdings Schilderungen für eine derartige oratorische Meisterschaft. Schon aufmuntern, sich ein Land schlägt dem dem Schiffe und beim ersten Schritt ans Land schlägt dem Reisenden das Wort „Palaver" ans Ohr. Und in der That nennt dasselbe auch das bedeutsamste und alltägliche Stück aus dem Thun und Treiben der „schwarzen" Rassen. Palaver, die Bezeichnung ist wohl dem romanischen Worte parlare, reden, nachgebildet, bedeutet öffentliche Besprechung oder Verhandlung, und diese ist es, ohne die beim Neger nichts abgeht. Zum Palaver treten die Angesehensten und Begüterten der betreffenden Dörfer zusammen, wenn es gilt, zum blutigen Kampf auszuziehen oder eine friedliche Heirath zusammenzubringen, das Palaver sitzt zu Gericht über den Schwarzen und bestimmt das Verhalten gegen den Weißen. Es ist Börse und Polizei zugleich, der Ausdruck des Volkswillens in den ernstesten und wichtigsten, wie in den einfachsten und gewöhnlichsten Dingen. Da nun aber bei diesem primitiven

---

stilgerecht, kirchlich und leicht fließbar. Der Choralsatz ist rein, natürlich und angenehm, ohne in mittelalterliche Akkordfolgen zu verfallen oder dem modernen Satze mit zu kühner Scheu aus zubiegen. Das ganze Werk ist sonach empfehlenswerth. Vielleicht entschließt sich der Verfasser, seine Bedenken gegen einzelne ausgelassene Melodien aufzugeben und diese seinem Chorallbuche bei einer neuen Auflage zuzufügen, um dasselbe für jeden Fall ausreichend brauchbar zu machen und ihm dadurch die weiteste Verbreitung zu ermöglichen. Auch wünschen wir für die Wiederholungen neuen Satz. —cke.

* Choralbuch für Orgel ohne Pedal, für Harmonium und Pianoforte in Kirche, Schule und Haus bearbeitet von C. Stein. Preis 1.50 M. Verlag von H. Gerold in Wittenberg. Die nicht geringen Schwierigkeiten, welche bei einer guten Harmonisirung ihr obengenannte Instrumente zu überwinden sind, weil Sopran, Alt und Tenor in enger Stimmführung und für eine Hand ausführbar gesetzt werden müssen, sind meist mit Geschick und Sachkenntniß überwunden worden, sodaß die Arbeit befriedigt und in vielen Fällen willkommen sein wird. Doch können wir es nicht verschweigen, daß wir auch so manches anders gewünscht hätten. In Anbetracht der Gabe für Kirche, Schule und Haus hatten wir erwartet, daß jeder Choral möglichst einfache, natürliche, kirchliche Akkordfolgen darbieten werde; dies ist jedoch nicht der Fall. Was soll z. B. bei Nr. 4 der ganz unberechtigte Schlußakkord in A-dur, da doch die ganze vorhergehende Stelle aus A-moll geht? Weshalb setzt in Nr. 5 Takt 6 der Alt mit dem herben as ein? Was bezweckt in Nr. 30 Takt 9 der weit abliegende B-moll-Dreiklang? An mancher Stelle begegnen wir schwacher, matter Baßführung, so im Anfange von Nr. 6, bei Nr. 12 im 7ten und 8ten Takte. In Nr. 14 Takt 4 und 5 ist die Rückkehr nach Stufe VI nicht gut, in Nr. 17 behagt uns die eingangs angewandte Stufenfolge IV II III durchaus nicht. Erwähnen wollen wir noch, daß wir es gern gesehen hätten, wenn die Wiederholungen zur Vermeidung der Einförmigkeit neu harmonisirt worden wären. —cke.

* Die hauptsächlichsten Streitfragen der Arbeiterbewegung von Dr. Max Hirsch, Anwalt der deutschen Gewerkvereine. Verlag von Steinitz & Fischer in Berlin. In anregender dialogischer Form behandelt das kleine Buch die wesentlichen Grundsätze der Sozialdemokratie und der Gewerkvereine, diese beiden einander gegenüberstehenden Richtungen in der Arbeiterbewegung. Beide werden nicht in doktrinärer Weise nach vorgefaßten Meinungen dargestellt, sondern kommen als lebendige Organismen in ihrem Denken und Streben, ihrem Wesen und Wirken gleichsam selbst zu Worte. Das Studium des Buches dürfte hiernach allen, die sich über die Arbeiterfrage sachlich informiren wollen, zu empfehlen sein.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18860717056/fragment/page=0004